

Die Macht der Vergebung

Es war einmal. Und nun diese Stille. Zwei unsichere Augen tasten mich unentwegt ab, und mir wird bewußt: Sie werden nicht mehr sehen, nicht mehr, als ihnen möglich ist. Unaufhaltsam vergeht die Zeit. Unsere Zeit. Unaufhaltsam schreitet das Leben voran. Und wir verlieren einander. Nach all dem, was wir an Erfahrung erlebten, mußten wir uns noch weiter trennen, mußte der Abstand noch größer werden, mußten wir uns noch weiter voneinander entfernen, - bis wir uns heute wieder sehen. Unter diesen Umständen, die ich nie wollte. Da sehen sich zwei Menschen scheu und verlegen gegenüber, und der erste Moment ist bestimmt von bangem Schweigen eines befangenen Willens; jedoch ohne den geringsten Vorwurf, von all dem bisher Versäumten und Ungelösten nie etwas angesprochen zu haben.

Jetzt nur einander erreichen, sonst nichts. Die Hoffnung war alt und verbraucht; nun ist sie neu geweckt; ein neuer Blick. Sogleich macht sich eine gekränkte Empfindung bemerkbar, wieder einmal berührt sie jenen wunden Punkt, der lange schon angesprochen sein sollte. Warum bloß wiederholt sich das Störende, bis alles zerstört ist? Warum immer nur Schweigen, bis alles vorbei ist? Gegenüber der schwache kranke Mund beginnt zögerlich und leise versöhnliche Worte hervorzubringen, und ich gebe mir Mühe, daß ich verstehen kann, was diese schleppende Stimme mir sagen möchte. Eine klaffende Wunde sieht mich an, die immer noch mit den gleichen Worten von damals sucht, nur daß sie heute kaum mehr Kraft besitzt, ihre Stimme zu halten. Es tut herzzerreißend weh. Nun also miteinander reden, wo doch das Vermeiden früher so sehr bevorzugt wurde - und das für mich oft so vernichtend und kaum zu ertragen war. Wenn man nur lange genug schweigt, hat man das Reden irgendwann verlernt, und hier scheint es nun so, als drehte sich in diesem Raum das ganze Leben um.

Ich sehe, daß ich nie die Achtung hatte, die ich dir hätte entgegenbringen sollen, und ich weiß, daß ich nie Vertrauen zu dir hatte, das Vertrauen, das erforderlich gewesen wäre, um ehrlicher Liebe die Kraft zu schenken, frei und unbeschwert zwischen uns wachsen zu dürfen. Oft habe ich dir Dinge anvertraut, die von Lippen wiederholt wurden, für deren Ohren sie nicht bestimmt waren. Wie ein schwarzer Faden hat sich das durch mein Leben ge-

zogen, und hat mich irgendwann in meiner Haltung eingeschnürt. Und seither warst du die Mahnung des Mißtrauens für mich. Und jetzt? Jetzt, wo das Leben sich vorbereitet, für immer zu gehen, frage ich mich: Kann man das jemals zurückholen - und so weit durchleben, daß es irgendwann beendet ist? Wenigstens wünschte ich mir das; und ich kann nicht darauf warten und hoffen, daß die Gezeichnete vor mir das tut. Zudem kann ich das sowieso niemandem überlassen. Wieder einmal muß ich es tun. Das war nie anders.

Es ist nicht schwer, den Faden wieder zu finden, aber das Berühren schmerzt. Eine offene Wunde, die sich ständig neuen Reizen ausgesetzt sieht. Wieviel wurde bereits vermieden? Unser Umgang ließ doch oft viel zu wünschen übrig, und die meiste Zeit unseres Beisammenseins haben wir uns mehr oder weniger abgelehnt. Das wiederum haben wir kaschiert und das Leben mit Nichtssagendem interessant gestaltet. Heute weiß ich, daß mein unausgedrückter Ärger stets diesen Umstand zum Anlaß nahm, dir häufig mit versteckten Vorwürfen, aber auch mit offen aufblitzender Aggression entgegenzutreten, weil ich mich so häufig von dir nicht gesehen, oder mehr noch: mich getäuscht fühlte. Es tut mir leid.

Ein Leben lang hatte ich das Gefühl, daß dir das alles egal ist, daß dich das nicht im geringsten interessiert, daß alles spurlos an dir vorübergeht. Bitte, ich möchte nicht ungerecht sein. Jetzt schon gar nicht. Auch ich kann nicht sehen, wo mein Blick verstellt ist und wo etwas zu lösen ist. Doch die Entwicklung zeigt nun leichte Veränderungen, sind wir doch ein wenig gelöstter als früher. Wir versuchen es. Zwei von lebenslanger Arbeit verbrauchte, faltige Hände werden nun zum ersten mal von bewegungslosen Händen des Mißtrauens berührt. Ein sanftes Streicheln... Was für ein bitterer, wunderschöner Moment...

Da die schwachen Zeugen einer Zeit, in der sie sich unablässig Liebe zu erarbeiten suchten. Hier der kühle Schmerz, der sich zurückhält und der mahnt, nicht gleich zu viel Zuversicht aufkommen zu lassen, um nicht wieder enttäuscht zu sein. Aber ein Trost bleibt, jeder findet für sich alleine. Die müden Augen haben Mühe, den schweren Lidern standzuhalten. Tapfer. Und eine belegte und von Instrumenten angegriffene Stimme verrät, daß sie alles getan hat, alles, was ihr möglich war. Unendlicher Schmerz. Das habe ich nicht gewollt.

Ich erinnere mich noch an jene Aussage, die mich stets kränkte: "Was du nur hast. Nimm doch nicht alles so ernst." Viel zu oft haben eben diese Worte mich nicht gesehen. Ich schweige mich daran vorbei, sitze es aus. Jeder Mensch hat einen freien Willen. Hier liegt einer vor mir. Und es ist sehr ernst. Wie mögen diese Augen nun die Menschen, das Leben und die Welt sehen? Und mich?

Nein, ich verstehe das alles nicht mehr. Wir schweigen uns still und mitfühlend an, betasten uns mit den Augen, während die verbrauchten Hände Halt suchen in der Berührung. Da plötzlich spüre ich so etwas wie ein verlegenes, hilfloses Vergeben, das wie von selbst zaghaft den Körper durchfließt und das Wesen zu einfühlsamer Nachsicht rührt. Ein mildes Lächeln. Feuchte Augen. Offenbar haben ein paar Zweifel den Kampf beendet und sich der Liebe ergeben, denn öfter als sonst benötigen wir keine Erklärungen mehr.

Ich habe nun unsagbares Mitleid mit diesem kranken Menschen, ich habe Mitleid mit einem zerschnittenen Körper, mit einer wund geschundenen Seele, mit einem zerrissenen Herzen und mit verzweifelten Augen, die kaum mehr sehen können. Ich möchte am liebsten schreien; doch nur Tränen; dann Stille. Der Wille ist noch da, uns nun ein wenig davon zu geben, was zuvor nicht möglich war. Und es fällt mir schwer, die Ansicht begreiflich zu machen, daß es auch hier ein Leben nach dem Leben gibt. Und daß ich womöglich vieles im Leben nicht erreichen werde, verhindert durch die Einprägungen, die fast ausschließlich das Kernproblem des Einsamen bilden.

Welch ein hilfloser Kampf, wenn der endgültige Abschied droht! Ausweglos! Ich fühle mich ohnmächtig. Es nimmt mir die Kräfte. Besonders in diesem schweren Moment. Ich habe Angst, dich nicht zu erreichen, dich zu verlieren, und weiß doch nicht, was ich erreichen will oder soll: Wer bist du, mit der ich bereits eine solch lange Lebensspanne zusammen bin? Ich versuche, mein Wesen zu leben, und du? Als Fremde begegnet - und noch fremder gegangen? Du sagtest, du kennst mich. Wie konnte es dann zu solchen Verwerfungen kommen? Ich versuche mich zu erinnern, und doch finde ich nicht das, was wirklich erwähnenswert wäre. Ich möchte so gerne lieben - und fühle mich doch nur verloren, verloren in

einer Welt, die sich scheinbar selber nicht liebt.

Und diese müden Augen, die aus dunklen Höhlen herausblicken, fühlen sich verloren in dem weißen kahlen Zimmer, suchen sich etwas zu geben, was sich an Halt und Freude unter dem Aufgezehrten noch finden lassen könnte. Ein Lächeln. Ja! Oh was für ein schmerzvolles Lächeln...

Vor mir liegt ein Teil meines verlorenen Lebens. Ich kann es nicht anders sagen, und ich kann es nicht fassen. Wir beide sind ein verlorenes Team, das sich gerade noch rechtzeitig gefunden hat, um versöhnlich Abschied nehmen zu können. Wie gerne würde ich das jetzt aufhalten! Wir beide sind in eine Zeit gestoßen worden, die Liebe oft anders aussprach als man sie fühlte, und wenn man glaubte, daß man sie fühlte, sprach man nicht darüber. Es war gar nicht so gemeint. Heute nun bringen wir das eine oder andere Wort dieser unbeholfenen Zeit aus uns heraus - vorsichtig über unsichere Lippen, mit der zaghaften Vorstellung eines Bildes, das in den blassen Farben und Linien von Schmerz und Leid gezeichnet ist. Graue Farben blasser Haut müder Lebenseindrücke mit einem gelben Lächeln.

Müssen erst alle Lebensbrücken unter der dichten Last der Wirklichkeit einstürzen, bevor man nach anderen Wegen, nach anderen Möglichkeiten sucht? Und immer wieder ist herauszuhören, daß die Aufgabe des Lebens und die daraus folgenden Handlungen so verstanden wurden, als gelte es, damit auch das Selbst aufzugeben. Und es wurde aufgegeben. Abgegeben an die Pflicht. Denn die hat immer gerufen. Auch wenn sie nicht gefragt wurde. Sie hat das Leben dominiert. Und wie selbstverständlich habe auch ich oft schamlos und egoistisch gerufen und genommen, ohne zu fragen. Oh, Welch ein Unwert! Bitte verzeih mir!

Der vorherrschende Umstand, daß der eigene Wert stets weniger geachtet wurde als die Bereitwilligkeit, ständig für andere da zu sein, brachte es mit sich, auf vieles zu verzichten. Und diese karge Zeit im Inneren lebt. Wenn man so weit gekommen ist: Was hat das Leben dann noch für einen Sinn? Und weiter die Frage: Warum das alles, wenn man doch sowieso sterben muß? Ein heikler Punkt. Und auch die Frage: Wieviel Zeit haben zwei Menschen, die das gleiche Ziel wählen? Wieviel Gott kann ein Mensch ertragen, um glücklich zu leben? Und was ist hier in diesem Raum

noch ein Ziel? was Glück? und Gott?

Weitere Tränen zeigen sich verloren in den Augen, und sie schämen sich nicht mehr. Eine Unmenge an Kraft hatte sie zurückzuhalten, Kraft, die dem Leben fehlte. Nun möchten sie sich noch ein klein wenig von dieser Last befreien. "Irgendwie wird es schon gehen. Da muß man halt durch. Irgendwie ist es immer gegangen". Und auch das "Warte erst mal, bis du so weit bist" gehört der Vergangenheit an. Dieses dumme Zurückhalten ... Wie leicht es Mustern fällt, miteinander fühlende Herzen zu trennen und zudem zu verhindern, daß Menschen sich wieder finden. Und ich muß gestehen: Ich spüre, daß mein Leben mehr benötigt, um den Abstand zu verringern - und daß ich den Dingen noch mehr ihren freien Lauf lassen muß. Ich spüre großen Kummer wegen des verbrauchten Lebens, dem ich in die Augen sehe - und wegen der verletzten Gefühle, die ohne ein großes Wunder wohl nicht mehr heilen können. Wunden, vor und in mir, und ein aufkeimendes Zutrauen durchzieht meine zerstückelte Empfindung mit all ihrer Melancholie, die sich ebenso einsam fühlt wie die, die um mich weint.